

fern. Erdöl im eigenen Land könnte diesen gesicherten Handel empfindlich stören. Jedenfalls kam es zu weit ausgreifenden politischen Streiks, die mit einem Streik der Erdölarbeiter von Mendoza am 31. Oktober begannen. Der Streik der Erdölarbeiter war ein Protest gegen die von der Regierung mit den Erdölgesellschaften in den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Bohrverträge und war eindeutig von peronistischen und kommunistischen Gewerkschaftsführern gesteuert. Andere Streiks haben das argentinische Leben gelähmt, so ein Streik der Postangestellten vom 8. bis 17. September. Am 11. November verhängte der Präsident den Ausnahmezustand über das Land. Nichtsdestoweniger brach Ende November ein Eisenbahnerstreik aus, der besonders den Verkehr in dem Industriegebiet um Buenos Aires völlig lähmte. Die Regierung befahl daraufhin die militärische Mobilisierung aller aktiven und pensionierten Bahnangestellten. Doch trotz drastischer Maßnahmen ging der Streik weiter. Kommunistische Umtriebe sind gegenwärtig in Argentinien sehr lebhaft am Werk, so sehr, daß der argentinische Episkopat Anfang August die katholische Nachrichtenagentur des Landes, die AICA, beauftragt hat, in ihren wöchentlichen Berichten laufend über die Propagandatätigkeit der Kommunisten und ihrer Tarnorganisationen zu berichten. Ende 1957 zählte die kommunistische Partei Argentiniens (die nach langer Untergrundexistenz von Perón 1946 wieder legalisiert worden war) rund 100 000 eingeschriebene Mitglieder. Dazu kann man noch mit ungefähr 300 000 Mitläufern rechnen. Seit dem 2. Mai 1958 erscheint wieder die von kommunistischen Geldern subventionierte Tageszeitung „La Hora“. Das offizielle Organ der KPA „Nuestra Palabra“ er-

scheint seit kurzem in Mehrfarbendruck und mit erhöhter Seitenzahl. Die in Argentinien herausgegebenen kommunistischen Zeitungen und Zeitschriften haben (nach einer Meldung der Kipa vom 4. 8. 58) eine Gesamtauflage von schätzungsweise 1,5 Millionen Exemplaren und werden neuerdings durch eine verstärkte Einfuhr sowjetrussischer Publikationen in spanischer Sprache ergänzt. Alle werden von den kommunistischen Verlagen „Ediciones Cultura S. R. L.“ und „Dirple S. R. L.“ in Buenos Aires vertrieben. Besonders aktiv scheint auch die kommunistische Frauenorganisation in Argentinien zu sein. Der kommunistische Einfluß ist in den Gewerkschaften sehr groß, mehr jedoch in den Berufsverbänden des sogenannten „Stehkragenproletariats“, der Bankangestellten, Postbeamten, Telegraphisten, der Angestellten der staatlichen Kraftwerke, weniger im Metallarbeiterverband, dem der Hafendarbeiter und anderer, ausgesprochen „proletarischer“ Berufe. Diese sind eher peronistisch oder anarchistisch eingestellt. Die Rolle der Kommunisten bei den jüngsten Streiks ist offenkundig, ihre Schlagworte durchsetzen auch die linksliberale Studentenschaft. Die Grenze zwischen Kommunisten und Peronisten ist im übrigen oft schwer zu ziehen.

So ist der Gesamteindruck der gegenwärtigen Lage in Argentinien der, daß sowohl die Interessen wie die ideologischen Positionen eine anarchistische Wirrnis erzeugen. Unter den Politikern scheint einzig der Präsident Frondizi ruhig und überlegt zu bleiben, aber er ist isoliert. Unter den Machtgruppen scheint einzig die Armee klar hinter dem Präsidenten zu stehen. Die Ordnungsmacht der Kirche kommt in diesen Unruhen jedenfalls in keiner Weise zum Zug.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Die Pfarrgruppen von Sankt Konrad

Der folgende Bericht handelt von einer pastoralsoziologischen Felduntersuchung in einer katholischen Pfarrgemeinde, deren Typus in Westdeutschland nicht selten ist. Schon deshalb dürfte die Untersuchung Interesse finden, wenn auch gerade die empirische Soziologie vor einer bequemen Verallgemeinerung der Ergebnisse begrenzter Forschungen warnt. Es handelt sich um eine von 21 Pfarrgemeinden einer im rheinisch-westfälischen Raum gelegenen Stadt, deren Einwohner zu 72% katholisch sind. Im Gebiet der Pfarrei leben 8717 Katholiken und 322 Andersgläubige. Es ist die Gemeinde eines am Stadtrand gelegenen Wohnviertels. Die Haushaltsvorstände sind zu 5% Akademiker, zu 21% gehobene und zu 33% durchschnittliche Angehörige der Schicht der Selbständigen, Beamten und Angestellten, zu 25% Facharbeiter, zu 8% ungelernete Arbeiter, und der Rest von 6—7% besteht aus Pensionären und Rentnern. Das hauptsächlich infolge des Krieges so unausgeglichene Verhältnis der Geschlechter ist 69 : 31. Von 877 genau analysierten Familien der Gemeindemitglieder, einem repräsentativen Teil, haben 27% kein Kind, 20% eines, 25% zwei, 13% drei, 7% vier, 3,8% fünf und insgesamt 2,7% mehr als fünf Kinder. Das Gebiet der Pfarrei wurde im Kriege durch Bomben so zerstört, daß damals nur 300 Gemeindemitglieder zurückblieben, und heute sind es nur 12% aller

Familien, die schon vorher in der Gemeinde ihren Wohnsitz hatten. Aber dennoch sind 46% der Pfarrkinder in derselben Stadt geboren; nur 6% sind Heimatvertriebene.

Der Wert der Untersuchung

Das also ist die Pfarrei, die Professor Joseph H. Fichter SJ von der Loyola University in New Orleans mit einem Team junger Soziologen und Theologen und in Verbindung mit dem sozialwissenschaftlichen Institut von Professor Joseph Höffner, Münster, in einjähriger mühsamer Kleinarbeit durchforscht hat. Trotz dieser intensiven Forschungsarbeit, die sich natürlich auf alle Lebensäußerungen und Verhältnisse der Gemeinde erstreckte, hat Fichter keine Gesamtdarstellung von ihr gegeben. Das würde, so schreibt er, mehr Zeit und Mittel erfordern haben, als zur Verfügung standen. In dieser Beschränkung darf man aber wohl ein Zeichen für die Genauigkeit sehen, mit der in dem jüngsten Zweig der Pastoralwissenschaft gearbeitet wird. Nur die Pfarrgruppen, genauer gesagt, die ausgesprochen pfarrlich orientierten unter den kirchlichen Gruppen werden in dem abschließenden Forschungsbericht dargestellt, der unter dem Titel „Soziologie der Pfarrgruppen“ (Münster 1958) in deutscher Sprache erschienen ist. Professor Fichter hat aber früher schon mehrere exakte Darstellungen ganzer Pfarreien in Amerika veröffentlicht, von denen eine ins Deutsche übersetzt ist (Die gesellschaftliche Struktur der städtischen

Pfarrei, Freiburg 1957), ein Werk, das nach Inhalt und Methode für das Verständnis der nunmehr vorliegenden Untersuchung die Grundlage bietet und nicht nur geeignet ist, Bedenken gegen das Eindringen der Soziologen in den Pfarrbereich zu zerstreuen, sondern auch, sich von dem Wert dieser Forschungen zu überzeugen.

Im Anhang zu diesem grundlegenden Werk über die Soziologie der Pfarrei hat der Verfasser einiges Wichtige über den „Nutzen der Sozialwissenschaft für die Religion“ gesagt, was des Nachdenkens wert ist. Er gibt die Berechtigung der Frage „cui bono?“ zu, die der Seelsorger stellt, wenn die wissensdurstigen Soziologen in Verbindung mit den noch schwerer zu befriedigenden Psychologen die Unter- und Hintergründe des religiösen und pfarrlichen Lebens abzuleuchten versuchen. Es ist eine ähnliche Situation wie damals, als Leo XIII. die vatikanischen Archive öffnete. Fichter ist überzeugt, daß seine Wissenschaft einer klugen Pastoral dient, weil sie der Wahrheit dient, wenn auch der bitteren Wahrheit, daß in der Kirche und den Pfarren die Wirklichkeit hinter dem Ideal zurückbleibt. Aber, so meint er, „die Behauptung, daß die Sozialwissenschaft nichts zur Verbesserung religiöser Gruppen anzubieten habe, ist doch wohl ein Mißverständnis der göttlichen Vorsehung in den menschlichen Beziehungen“ (a. a. O. 208). Ein Pfarrer hat ihm ermunternd geschrieben: „Der Priester braucht einen Rückspiegel. Er wird sich fragen, welche Bilder auf einen solchen Spiegel fallen würden, wenn in seiner Pfarrei eine solche Untersuchung angestellt würde“ (a. a. O. 204).

Ergebnisse?

Pfarrgeistliche, die den folgenden Bericht über die neue Studie Fichters lesen, werden vielleicht zu dem Ergebnis kommen, das alles im wesentlichen längst gewußt zu haben. Das wäre eine erwünschte wissenschaftliche Bestätigung des realistischen Urteils und der Intuition der Praktiker. Aber es ist nicht ohne Anregung, diese Einsichten einmal systematisch zusammengestellt zu finden, und Joseph Höffner hat vielleicht nicht unrecht, wenn er schreibt: „Der besondere Reiz dieses Buches liegt darin, daß Professor Fichter auf Erscheinungen und Zusammenhänge aufmerksam macht, die uns so alltäglich erscheinen, daß wir sie kaum noch beachten.“ Denn es ist immer vorteilhaft, das als selbstverständlich Hingenommene auf die Möglichkeit der Verbesserung zu untersuchen.

Die zwölf Gruppen, die Fichter beschreibt, sind folgende: Kirchenvorstand, Vinzenz-Konferenz, Arbeiterverein, Studienkreis, Meßdienergruppe, Schützenverein, Frauenverein, Elisabethverein, Pfarrbücherei, Kirchenchor, männliche und weibliche Pfarrjugend. Über die Bedeutung der Gesamtheit dieser Gruppen für die Gemeinde urteilt Fichter so: „Ein indirekter Beweis der funktionalen Wichtigkeit der Pfarrgruppen könnte auf die Weise erbracht werden, daß man sich vorstellen würde, was die Pfarrei St. Konrad ohne diese zwölf Pfarrgruppen wäre. Gewiß würde die Pfarrei als solche kontinuierlich weiterbestehen, da die vier ‚notwendigen Elemente‘ auch weiterhin gegeben sind: der ernannte Pfarrer, das Kirchengebäude, die gebietsmäßige Abgrenzung und die innerhalb dieser Grenzen wohnenden Pfarrangehörigen. Die Arbeit der Pfarrei würde dann allerdings bedeutend eingeschränkt. Die Pfarrei würde vermutlich dahin tendieren, zu einer religiösen ‚Dienststelle‘ zu werden, deren Aufgabe darin bestünde, die religiösen Bedürf-

nisse der Bevölkerung zu befriedigen. Die meisten sozialen Aufgaben, die nun durch die Arbeit der organisierten Pfarrgruppen erfüllt werden, blieben dann unerfüllt. Genauso wie die Pfarrgruppen leiden würden, wenn alle Kernfamilien, die in der Hauptsache die Gruppen tragen, fortzögen, ebenso müßte die Pfarrei darunter leiden, wenn die organisierten Gruppen nicht mehr bestünden.“ (148.) Der Verfasser sagt nicht, daß die Gruppen Hervorragendes leisten. Dennoch kommt er nach genauer Beobachtung zu dem Urteil, daß sie wesentlich dazu beitragen, daß die Pfarrei keine ‚Dienststelle‘ bleibt, sondern ein sozialer Organismus ist.

Fichter beschreibt für die internationale Fachwelt, an die sein Forschungsbericht sich richtet, zunächst ausführlich die Verfassung und die Ziele der einzelnen Gruppen, die den Lesern dieser Zeitschrift bekannt sind, weil sie überall existieren. Dieser Bericht kann sich daher mit ein paar Bemerkungen begnügen. Der Frauenverein von Sankt Konrad heißt anderswo Mütterverein. Man hat den Namen geändert, um dadurch auch junge und unverheiratete Frauen zu werben. Der Arbeiterverein ist die pfarrliche Gruppe des Werkvolks. Zu der Gruppe der Pfarrbücherei zählen sowohl die Verwalter als auch die Leser, die zum Teil dem Borromäus-Verein angehören. Der Studienkreis ist eine formlose Vereinigung von Männern, die an religiösen Gesprächen interessiert sind. Die Jugend ist nach Altersgruppen untergegliedert.

Mitgliederzahlen

Von Interesse dürften die Mitgliederzahlen sein. Sie sind nicht vollständig angegeben. Doch lassen die Angaben Rückschlüsse zu. Die Vinzenzkonferenz konnte 1946 16 neue Mitglieder gewinnen, von denen inzwischen 9 wieder ausgeschieden sind (32). Der Arbeiterverein zählt 78 Mitglieder, 11 unter vierzig, 11 über fünfundsechzig, 56 zwischen vierzig und fünfundsechzig Jahre alt, davon 6 Akademiker, 7 Pensionäre, 3 Beamte, 2 Selbständige, 18 Angestellte, 40 Handwerker in Arbeitnehmerstellung und 2 Techniker. Bemerkenswert ist die Äußerung eines Mitgliedes: „Wir könnten unsere Mitgliederzahl verdoppeln, wenn wir uns als Ketteler-Verein oder ähnlich, aber nicht als Arbeiterverein bezeichnen würden“ (34). Dem Studienkreis gehören etwa 26 Männer im äußeren, davon 12 im inneren Ring an. Er ist aus den Glaubensstunden der Nazizeit herausgewachsen. Die männliche Pfarrjugend gliedert sich in fünf Gruppen: je zwei für das Alter von 12—14 und 15—17 Jahre, eine für die Älteren. Die Gesamtzahl schwankt zwischen 65 und 70 Mitgliedern. Die Pfarrei hat 55 Meßdiener: 20 Anfänger im Alter von 7—8 Jahren, 30 diensttuende Ministranten im Alter von 9—15 Jahren und 5 Führer, die 16—18 Jahre alt sind. Der Schützenverein, heute eine fast ausschließlich gesellige Vereinigung, hat etwa 150 Mitglieder aus Kaufmanns- und Handwerkerkreisen. Dem Frauenverein gehörten in den besten Zeiten, nach 1933, 1700 Frauen an. 1947 wurde er neu aufgebaut und zeigte sich wieder „als eine gut organisierte Gruppe“, deren Mitgliederzahl inzwischen wieder auf 912 Frauen angestiegen ist (46). Der Name „Frauenverein“ hat allerdings die daran geknüpften Erwartungen nicht erfüllt. Man gewann keine oder kaum unverheiratete Mitglieder, und die Alterszusammensetzung wurde nicht viel befriedigender, als sie in den meisten Müttervereinen ist: nur 3% der Mitglieder sind weniger als dreißig Jahre alt, nur 14% stehen im Alter

zwischen dreißig und vierzig, 30% zwischen vierzig und fünfzig Jahren. Aus den Reihen des Frauenvereins kommen die 34 je für einen Bezirk zuständigen Vertrauensdamen des Pfarrers, von denen jede monatlich zwischen zwanzig und dreißig Familienbesuche macht. Die Zahl der Mitglieder des Elisabethvereins ist im Vergleich zu der des Frauenvereins „verhältnismäßig klein“. In diesem Verein betätigt sich eine kleine Zahl von Frauen durch persönliche Fürsorgearbeit, eine größere durch Zahlung eines Beitrages.

Die weibliche Pfarrjugend zählt 78 Mitglieder in fünf Gruppen: 10 aus der siebenten, 25 aus der achten Volksschulklasse, 22 fünfzehn-, 12 sechzehn und siebzehnjährige, schließlich 9 ältere Mädchen. Die Pfarrbücherei bzw. der Borromäusverein hat 468 Mitglieder und erreicht mit deren Familienangehörigen 1500 bis 1800 Leser und einen Leihumsatz von 27,6 Büchern pro Mitglied und Jahr. Die Leitung der Bibliothek haben fünf Damen im Alter von etwa dreißig Jahren inne, denen 6 junge Mädchen als Helferinnen zur Seite stehen. Zum Kirchenchor gehören 49 weibliche und 30 männliche Sänger. Wenn man annimmt, daß Professor Höffner seinem amerikanischen Kollegen als Feld für die Untersuchung eine Pfarrgemeinde vorgeschlagen hat, die nach dem äußern Eindruck etwa dem Durchschnitt entspricht, dann haben diese Zahlen einen gewissen Vergleichswert für jeden Pfarrseelsorger.

Einige allgemeine Eindrücke

Dieser Bericht soll nun einige von den Beobachtungen aufzeichnen, die dem ausländischen Beobachter des deutschen Pfarrlebens auf den ersten Blick bemerkenswert erschienen, während sie uns ganz gewohnt sind.

Bei der Beschreibung der Funktionen des Kirchenvorstandes bemerkt er, daß das deutsche Kirchensteuer-system dank der Verteilung der Mittel auf diözesaner Ebene „im Ergebnis die armen Pfarreien“ unterstützt (19). Das ist offenbar überall dort, wo die kirchlichen Mittel durch die Pfarrer aufgebracht werden müssen, nicht ebenso der Fall. Außerdem hat das deutsche System den großen Vorteil, daß sowohl die Pfarrgruppen wie die Pfarrer „von ständiger Arbeit und Plage mit Pfarrfinanzen“ entlastet werden und sich dafür um so intensiver der Seelsorge und geistlichen Arbeit widmen können (20). In der Zusammensetzung des Kirchenvorstandes fällt dem Amerikaner die Tatsache auf, daß nur ein einziges Mal in der Geschichte der Pfarrei zwei Frauen darin Platz nahmen, die nach Ablauf der Amtszeit diesen Platz wieder räumten. Da ihm nicht entgangen ist, daß „der Pfarrer nach Rücksprache mit dem Kirchenvorstand die Liste der Kandidaten aufstellt“ und die Wahl wegen geringen Interesses eine reine Formsache ist, hängt das Fehlen der Frauen im Kirchenvorstand wohl damit zusammen, daß ihre Teilnahme am öffentlichen Leben in Deutschland noch immer geringer ist als in Amerika. Dagegen sind die verschiedenen sozialen Schichten im Kirchenvorstand repräsentiert.

Mit der Vinzenz-Konferenz hat der Pfarrer sehr wenig Kontakt, und auch die Zusammenarbeit der aktiven Mitglieder ist nicht sehr intensiv.

Der Arbeiterverein war als Massenorganisation der katholischen Arbeiter mit den Zielen religiöser Bildung und der Intensivierung des religiösen Lebens gedacht. Aus der Zahl und beruflichen Zusammensetzung der Mitglied-

schaft ersieht man, wie wenig dieses Ziel erreicht werden konnte. Übrigens bezeichnet kein einziges Mitglied sich selbst als „Arbeiter“.

Die Mitglieder des Studienkreises sind zu zwei Dritteln Akademiker. Sie haben ein starkes Interesse an religiösen Fragen, aber die Bemühungen des Pfarrers, sie auch für die Aktion im Sinne des Laienapostolats zu gewinnen, scheinen nicht besonders erfolgreich gewesen zu sein.

Was die Jugendgruppen betrifft, ist es Fichter aufgefallen, „daß die männlichen Jugendgruppen kein gemeinsames Programm mit der weiblichen Pfarrjugend aufstellten. Beziehungen zwischen Jungen und Mädchen im amerikanischen Sinne kennt man in Deutschland nicht“ (39). Die Führer der männlichen Jugendgruppen sind ohne Ausnahme Schüler der oberen Klassen des Gymnasiums. In der Pfarrjugend, auch in der weiblichen, gelingt es nicht, mehr als einen bescheidenen Prozentsatz der Jugendlichen zu erfassen. Immerhin verdreifacht sich die Zahl der Mädchen bei der monatlichen Standespredigt, während bei der wöchentlichen Jugendmesse nur etwa zwanzig bis fünfundzwanzig anwesend sind. Über die Anwesenheit der männlichen Jugend schweigt der Bericht. Dagegen wird die wöchentliche Gemeinschaftsmesse der Frauen von etwa sechzig Teilnehmerinnen besucht, wenn sie als Abendgottesdienst gefeiert wird, sogar von zweihundert.

Die Struktur der Gruppen

Im zweiten Teil des Buches geht es nun um den inneren Gehalt und damit den Wert der Pfarrgruppenarbeit, die von außen und nach den statistischen Angaben einen zwar nicht überwältigenden, aber doch auch nicht entmutigenden Eindruck macht. Zu diesem Zweck untersucht Fichter die Gruppen unter einer Reihe besonderer Gesichtspunkte, die der empirischen Soziologie heute als Kriterien für ihre Urteile gelten. Unter der Struktur einer Gruppe hat man die Ordnung oder die Beziehungen der Teile untereinander und zum Ganzen zu verstehen. Man könnte also sagen, es handle sich hier um den innern Aufbau der Gruppen. Drei Faktoren sind dafür maßgebend: die Zugehörigkeit der Mitglieder zu einer durch ihr Alter, ihr Geschlecht, ihren Beruf, ihren Familienstand oder andere sozial bedeutsame Merkmale bestimmten Schicht; sodann die Aufgaben der jeweiligen Gruppe; endlich die Befähigung zur Übernahme der gruppeneigenen Funktionen. Für die Intensität und Wirksamkeit des Gruppenlebens ist es nicht einerlei, in welchem Verhältnis diese drei Faktoren den Aufbau der Gruppen bestimmen. Zwei der durch den ersten der drei genannten Faktoren in ihrem Aufbau überwiegend bestimmten Gruppen, nämlich der Frauenverein und der Arbeiterverein haben ein sehr viel festeres Gefüge als etwa der Studienkreis und die Pfarrbücherei, deren Gemeinschaft durch ihre Aufgabe getragen wird, wiewohl die Organisation in der Pfarrbücherei besser funktioniert als im Frauenverein. Gefüge und Organisation sind also nicht dasselbe. Allgemein findet Fichter, daß die Pfarrgruppen eine weniger straffe Struktur haben als soziale Gruppen mit politischen, wirtschaftlichen oder Schulungszwecken weltlicher Art. Sie haben zwar auch ihre Satzungen und Gemeinschaftsregeln, aber sie interpretieren und handhaben diese äußerst weit und großzügig. Sie gehören mehr in die Nähe von verwandtschaftlichen oder nachbarlichen Gruppen.

Im Grunde genommen ist die Gleichheit von Menschen hinsichtlich des Alters, Geschlechtes oder Familienstandes kein überzeugender Grund für eine freiwillige und formale Gemeinschaftsbildung. Aber „die Gruppenzugehörigkeit von Personen auf der Basis der Kategorien Geschlecht und Alter stellt ein ausgesprochenes Merkmal der deutschen Gesellschaft dar und ist in Schul- und Freizeitgruppen, in politischen und wirtschaftlichen Gebilden ebenso zu beobachten wie in religiösen... Die Erhaltung getrennter Berufskategorien und der Zusammenschluß von Menschen gleichen Berufes sind in der sozialen Schichtung Deutschlands von einzigartiger Bedeutung“ (63). Die Soziologie enthält sich des Urteils über den Wert oder Unwert dieser Tatsache. Fichter erinnert nur gelegentlich an das ehemalige Prinzip: „Jugend wird durch Jugend geführt.“ Im übrigen geht er den Gründen nach, wie es zu diesen Organisationskategorien kommt, die sich noch häufiger in der Wirklichkeit als gemäß den Statuten auswirken. Denn es ist schier „unmöglich“, daß ein Mann in der Verwaltung der Pfarrbücherei mitarbeitet oder daß eine Frau im Kirchenvorstand sitzt, wengleich es nicht verboten ist.

Den Grund dafür findet Fichter einerseits in den Auffassungen der Autoritäten, andererseits in den gesellschaftlichen Bräuchen. Beide spielen eine schwer zu differenzierende Rolle. Warum eigentlich ministrieren in der Hauptsache nur Knaben und keine Männer? Warum gehört zum Arbeiterverein keine einzige der arbeitenden Frauen? Und nicht einmal die männliche Arbeiterjugend? Hier überwiegen in der deutschen Gesellschaft noch traditionelle und irrationale Gründe. Die Funktionalisierung und Rationalisierung ist noch nicht soweit wie in Amerika. Fichter ist aber objektiv genug, die Vorteile dieser Sachlage zu sehen: Gruppen auf dieser Basis, so meint er, haben zwar etwas „Künstliches“ an sich. Aber wenn sie existieren, sind sie doch auch Wegweiser oder Kristallisationspunkte für diejenigen, die Gemeinschaft suchen. Man weiß, wo man hingehört. Immerhin, ob diese Basis, auf der ein beträchtlicher Teil der im deutschsprachigen Raum organisierten Pfarrgruppenarbeit beruht, die bestmögliche und für alle Zukunft gültige ist, das stellt sich aus Fichters Beobachtungen als eine Frage. Um ein Beispiel zu nennen, könnte man sich vorstellen, daß eine Pfarrjugendarbeit, die sich nach Interessen statt nach Altersgruppen aufbaute, vielleicht erfolgreicher wäre. Das ist eine Frage, die nur durch Erprobung beantwortet werden kann. Es ist keine Kritik und keine These.

Natürlich spielt auch in den deutschen Pfarrgruppen die Funktion, um deretwillen man sich zusammenschließt, eine große, zuweilen wie im Kirchenchor, im Kirchenvorstand oder im Vinzenzverein eine ausschlaggebende Rolle. Wenn man die eben genannten Beispiele vor Augen hat, ist es etwas schwierig, sich die Ansicht Fichters anzueignen, daß „Erziehung, Freizeitgestaltung und Weiterbildung“ (67) die gruppenbildenden Funktionen seien. Gerade diese Ziele scheinen doch eher motivierend zu sein für die Zusammenschlüsse, die Menschen des gleichen Alters, Geschlechtes oder Berufs eingehen, als für jene, die sich aus einer gemeinsam angenommenen Aufgabe ergeben. Dafür ist die in dieser Formel ausgedrückte Aufgabe viel zu allgemein. Sie gehört zum Prinzip jedes kirchlichen Zusammenschlusses, selbst des Schützenvereins, der als Typ für gesellige Vereinigungen von Katholiken gelten mag und insofern eine große Bedeutung hat. Wenn

die Funktion eine Gruppe bilden soll, dann muß sie konkretere Gestalt haben. Aber wenn eine solche Funktion gegeben ist, darin hat Fichter etwas sehr Wesentliches ausgesagt, dann zieht sie die Pfarrmitglieder an. Ebenso recht hat er, wenn er feststellt: „Das bedeutet nicht, daß die Aufgaben ein allgemeiner Köder sind, der die Mitglieder anlockt. Eher könnte man sie einem selektiv wirkenden Magneten vergleichen, der interessierte und taugliche Leute in die Gruppe zieht“ (66). Keine Gruppe der Pfarrei umfaßt auch nur in ihrer nominellen Mitgliedschaft alle Pfarrmitglieder, die dafür in Frage kommen. Wichtig ist die Erkenntnis, daß das Leben der Gruppen an Intensität gewinnt, wenn sie im Rahmen ihrer allgemeinen Gruppenziele nach konkreten Funktionen und Aufgaben untergegliedert werden. Dadurch gelingt es, einen größeren Teil der Mitglieder zu aktivieren. Ganz deutlich zeigt sich das im Frauenverein. Umgekehrt läßt ein auf eine einzige konkrete Aufgabe gerichtetes Vereinigungsziel immer nur eine beschränkte Zahl von Teilnehmern zu.

Eine elementare Wahrheit besagt, daß jede Gruppe zur Leblosgkeit verurteilt ist, wenn ihre Struktur und ihre Aufgabe nicht den Fähigkeiten ihrer potentiellen Mitglieder angepaßt ist. Darunter sind zunächst die technischen Fähigkeiten zu verstehen. Um im Kirchenchor mitwirken zu können, muß man eine Singstimme haben. Doch sind die technischen Fähigkeiten, wie Fichter meint, im Hinblick auf die Pfarrgruppenarbeit weit verbreiteter als eine sehr viel grundlegendere Voraussetzung, nämlich die soziale Kontaktfähigkeit und -bereitschaft. Sie, „die am wenigsten beachtete, stellt eine der notwendigsten Eigenschaften beim Zusammenschluß von Menschen dar“ (70). Für die Struktur der Gruppen ist sie wichtiger als die der Gruppe gestellte Aufgabe. Die soziale Kontaktfähigkeit ist zwar in jedem Menschen keimhaft vorhanden. Aber sie kommt nicht von selbst zum Vorschein. Daraus ergibt sich, daß die Entwicklung dieser Fähigkeit des dauernden Ansporns, der aber von sorgfältiger Überlegung und Planung durchleuchtet sein muß, bedarf. Was diese Planung betrifft, ist die Soziologie ständig bemüht, der Praxis Hinweise zu vermitteln. Es lohnt sich, mit ihr in Fühlung zu bleiben.

Die Mitglieder

Für die Praxis interessant sind die Beobachtungen Fichters über den Anreiz zur Mitgliedschaft in den Gruppen. Hierbei ist ihm die Macht „althergebrachter Gewohnheiten und Verhältnisse“ (89) aufgefallen. In den Vinzenzverein könnten nach den Satzungen Männer im Alter von 21 Jahren an eintreten. Tatsächlich aber sind fast alle Mitglieder über 40 Jahre alt: „Jüngere Mitglieder würden auch kaum gewohnheitsbegründete Formen finden, nach denen sie mitarbeiten könnten, selbst wenn sie bereit wären, sich für diese Aufgaben zur Verfügung zu stellen“ (89). Das heißt, die Arbeitsweise dieser Gruppe ist durch die Gewohnheit zu sehr eingeschliffen. Die Neigung zu den Gruppen ist bei den Pfarrmitgliedern je nach ihrem soziologischen Standort verschieden. „Die wohlhabenden Kreise und die Schicht der sogenannten Gebildeten werden selten Mitglied“ (89). „Mädchen und Frauen neigen leichter dazu, in irgendeiner Pfarrgruppe Mitglied zu werden. Jungen und Männer entschließen sich nicht so schnell. Junge Leute sind eher zu gewinnen als Erwachsene und Alleinstehende leichter als verheiratete Perso-

nen“ (95). Wenn sie solche Tatsachen feststellen, wünscht man von den empirischen Soziologen, daß sie sich auch über die Gründe dafür äußerten und womöglich auch darüber, wie man die Dinge ändern könnte. Aber darin sind sie bei dem gegenwärtigen Stand ihrer Forschungen noch sehr zurückhaltend. Wir müssen darauf noch warten und müssen einstweilen eigene Schlüsse ziehen.

„Die Pfarrangehörigen selbst behaupten, daß diejenige Pfarrgruppe, die dafür bekannt ist, daß ‚etwas getan wird‘, gewöhnlich die meisten Mitglieder aufzuweisen hat“ (95). Untersucht man diese öffentliche Meinung genauer, dann stellt sich heraus, daß damit nicht so sehr greifbare Arbeitsergebnisse gemeint sind als vielmehr die Aktivität des Geistlichen in der Gruppe und die Atmosphäre der Freundschaft und Verbundenheit. Sollte nicht diese Feststellung in einem andern, heute sehr aktuellen Zusammenhang von Bedeutung sein? Wir meinen die Anziehungskraft der Sekten. Ist es nicht vielleicht diese Sehnsucht nach der Atmosphäre der Freundschaft und nach dem Geführtwerden, die eine nicht unerhebliche Zahl von Katholiken in die Gemeinschaft dieser religiösen Vereinigungen führt?

Fichter hat auch den Zusammenhang zwischen den Gruppenzielen und ihrer Werbekraft untersucht: „Gruppen, die ihr Gruppenprogramm auf Frömmigkeit und Religion abstimmen, haben weniger Zulauf als solche, deren Programm mehr allgemein menschliche und gesellige Interessen anspricht“ (96). In einer Anmerkung fügt der Verfasser hinzu, daß selbstverständlich die Geselligkeit als Zweck einer Pfarrgruppe in den Dienst an höheren Zielen eingeordnet ist. Diese Anmerkung wäre vielleicht nicht nötig gewesen. Eher möchte man sich fragen, ob nicht die Organisation der Geselligkeit auf der Grundlage des gemeinsamen Glaubens in unserem Zeitalter einer Anarchie der Geselligkeit und des öffentlichen Rummels Segen stiften könnte. Das katholische Amerika bietet in dieser Hinsicht einige Vorbilder dar.

Dem forschenden Blick des Soziologen sind einige Phänomene aufgefallen, die gern schamhaft verschwiegen werden. Er hat beobachtet, daß der Begriff des „praktizierenden Katholiken“, eine Eigenschaft, die als Voraussetzung für die Mitgliedschaft in Pfarrgruppen unterstellt werden muß, „sehr weit gespannt“ (90) ist. Man läßt die Osterkommunikanten gelten und ist sogar noch großzügiger. Diese Feststellung ist aber nicht so wichtig wie die Vermutung, die sich daran knüpft: „Die Gruppen legen größeren Nachdruck auf eine Verstärkung des Mitgliederbestandes und sorgen sich weniger um die Gewinnung einer Elite“ (90). Und das sowohl in allgemein religiöser Hinsicht als auch in bezug auf die Gruppenziele. Man schleppt eine verhältnismäßig große Zahl von Mitgliedern mit, die eigentlich nur auf dem Papier stehen, und schließt praktisch nie ein Mitglied aus. Ebenso großzügig verfährt man bei der Aufnahme. Abgesehen von den Ministranten, gibt es keine Mitgliedschaft auf Probe. Und doch sind die für irgendeine Gruppe in Betracht kommenden Gemeindeglieder nur etwa zu einem Fünftel erfaßt, und diese Zahl würde um mehr als die Hälfte reduziert werden, wenn man die Kriterien einer aktiven Mitgliedschaft zugrunde legte. Bemerkenswert ist aber, daß die Aktivität der Mitglieder in einem direkten Verhältnis zu der konkreten Gestalt der Gruppenaufgaben zu stehen scheint.

Die Antwort auf die Frage, warum so viele Gemeinde-

mitglieder den Gruppen fernbleiben, fördert eine Reihe von Gründen zutage. Dazu gehören die Tradition und der Stil der einzelnen Familien, mangelnde Publizität und zu große Abkapselung der Gruppen, Interesselosigkeit oder mangelnde Energie hinsichtlich der Mitgliederwerbung, die großen Ansprüche des heutigen Lebens an die Freizeit der Menschen, die Abneigung, sich Verpflichtungen aufzuerlegen, die Erinnerung an den Organisationszwang im Dritten Reich, die Scheu, sich im kirchlichen Leben mehr als unbedingt notwendig zu exponieren. Im wesentlichen sind es dieselben Gründe, die auch der allgemeinen Pfarrseelsorge ihre Schwierigkeiten bereiten. Ein besonderer Grund aber scheint, was Fichter am Schluß dieses Kapitels nochmals hervorhebt, darin zu liegen, daß die persönlichen Bindungen und Beziehungen zwischen den Mitgliedern in den meisten Gruppen zu schwach entwickelt sind. Es fehlt eben an einer genügenden Entwicklung jener Kontaktfähigkeit, die anscheinend im anglo-amerikanischen Raum weiter fortgeschritten ist als bei uns.

Das Führerproblem

Die Anforderungen an die persönliche Qualität eines mit führenden Funktionen zu beauftragenden Mitgliedes in den Pfarrgruppen, oder besser gesagt, die Erwartungen und Hoffnungen, die die Gruppenangehörigen und die Geistlichen auf seine Person setzen, sind nicht gering. Fichter hat versucht festzustellen, was man vor allem erwartet: moralische Festigkeit, Dienstbereitschaft und Entscheidungsfähigkeit. Ferner wurden genannt, daß der Führer Zeit für seine Aufgabe habe und daß er in der Gruppe beliebt sei. Außerdem müsse er von Optimismus erfüllt sein, ja sogar von einem gewissen Stolz auf seine Gruppe. Der Katalog der Eigenschaften, den Fichter bei entsprechender Umfrage in Amerika ermittelt hat, ist noch umfangreicher. Man verlangte: religiöse Kenntnisse, Vertrauenswürdigkeit, harten Arbeitswillen, Kampfbereitschaft, rednerische und Verhandlungsbegabung, Erfolg im Beruf und Ansehen unter seinen Bekannten, Großzügigkeit im Spenden und anderes (vgl. Die gesellschaftliche Struktur, 26). Natürlich bleibt auch hierin die Wirklichkeit hinter dem Ideal zurück. Und wiewohl nicht behauptet werden kann, daß eine Gruppe mit ihren Führern steht und fällt, ist deren Fähigkeit und Aktivität doch um so entscheidender, je weniger „automatisch“ das Gruppenleben verläuft.

Fichter hat festgestellt, daß fast alle Gruppen von Sankt Konrad unter dem Mangel an geeigneten Führungskräften leiden. Und zwar nicht aus dem Grunde, weil solche Kräfte in der Gemeinde nicht vorhanden wären, sondern weil die Geeignetsten sich in der Mehrzahl nicht zur Verfügung stellen aus Mangel an Interesse oder Zeit. Das trifft vor allem auf die Akademiker zu. Zwangsläufig neigt man deshalb in den deutschen Pfarreien immer mehr dazu, für die Pfarrarbeit vollbeschäftigte und fachlich ausgebildete Laienkräfte anzustellen, soweit die finanziellen Mittel das gestatten.

In Sankt Konrad kommen sehr viele Führungskräfte aus einer relativ kleinen Anzahl von alteingesessenen und mit der Pfarrei eng verbundenen Familien, so daß der Kaplan erklärte: „Würde plötzlich ein Dutzend dieser Familien aus der Pfarrei fortziehen, so würden alle Pfarrgruppen zusammenbrechen“ (80). Manchmal sind mehrere Mitglieder derselben Familie in Führungsfunktionen ver-

schiedener Gruppen tätig. Die Folge davon ist eine Überlastung gewisser Familien mit Aufgaben der Pfarrgruppenarbeit. So sagte ein Mädchen zu seiner im Elisabethverein tätigen Mutter: „Du würdest mir mehr Aufmerksamkeit schenken, wenn ich ein gefallenes Mädchen wäre und nicht deine Tochter“ (81). Man steht hier, wie Fichter sagt, vor einem schwer lösbaren Dilemma, und zwar um so mehr, als sich in Deutschland ein großer Teil der Gruppenarbeit auf das Wochenende und den Sonntag konzentriert, ungeachtet des Prinzips, daß der Sonntag der Familie gehören müsse. Der Überlastung einzelner könnte dadurch entgegengewirkt werden, daß die Führungskräfte mehr, als sie es tun, ihre Aufgaben in Team-Arbeit erfüllen würden, während es tatsächlich zu viele gibt, die alles allein tun. Merkwürdig findet Fichter, daß die Amtszeiten solcher Führungskräfte, auch wenn sie ein Amt auf Grund zeitlich befristeter Wahl innehaben, häufig sehr lang sind. Das breiteste Reservoir an befähigten und zugleich bereitwilligen Führungskräften bildet die Schicht der unverheirateten Frauen, soweit nicht auch sie sich dem Kreis einer Familie angeschlossen haben, was sehr leicht dazu führt, daß sie dann ganz darin aufgehen. Für die Wirksamkeit der Führungsarbeit und die Entlastung ihrer Träger ist die Hilfe, die diese in Gestalt von Arbeitsdirektiven und Schulungseinrichtungen seitens der diözesanen und nationalen Zentralstellen erhalten, von hohem Wert.

Veranstaltungen und Funktionen der Gruppen

Fichter macht eine ihm wichtige Unterscheidung zwischen den offiziellen oder, wie er sagt, formellen Gruppenveranstaltungen und den auf oder ohne Verabredung stattfindenden unformellen Zusammenkünften von Mitgliedern. Wichtig ist dieser Unterschied deshalb, weil sich zeigt, daß die letzteren nicht nur meist die erfolgreicher sind, sondern auch einen Gradmesser für das Interesse und den Zusammenhalt der Mitglieder darstellen, und zwar besonders dann, wenn mehrere Mitglieder sich zur Durchführung einer Gruppenfunktion verabredet haben. Obwohl die Mitglieder selbst diesen Treffen weniger Bedeutung beilegen als den offiziellen Veranstaltungen, erhalten doch gerade sie eine Gruppe innerlich am Leben, denn sie entspringen in der Regel persönlicher Initiative und nicht der Pflicht. Man erkennt daraus neuerdings den Wert von Unterausschüssen und Untergruppen, allerdings unter der Voraussetzung, daß ihre Einrichtung sich mit der Initiative der Mitglieder trifft, daß sie also wirklich arbeiten. Die Amerikaner haben bekanntlich eine Vorliebe dafür, größere Versammlungen in eine Anzahl von kleinen Arbeitsgruppen aufzulösen, deren Diskussionsergebnisse am Ende verglichen werden, eine Methode, die sie mit gutem Erfolg handhaben. Es scheint, daß diese Methode in unseren Pfarrgruppen ebenfalls mit Erfolg entwickelt werden könnte, und zwar nicht nur in Versammlungen, sondern in der gesamten Gruppenarbeit. „Wahrscheinlich könnten die Gruppen ihren Wirkungskreis erweitern, wenn sie in kleinere Gruppen unterteilt würden“ (108).

Über das Niveau der allgemeinen Gruppenversammlungen fällt Fichter ein Urteil, dem die meisten zustimmen werden: „Es ist keine Ironie, sondern entspricht den Tatsachen, daß die Bedeutung der bei diesen Versammlungen erörterten Gegenstände um so geringer war, je mehr Zeit und Energie auf ihre Besprechung verwandt wurde“

(109). Er macht dafür hauptsächlich zwei Gründe verantwortlich: die zu große Zahl der Diskussionsredner; denn es sei eine allgemeine Erfahrung, daß eine Diskussion um so unfruchtbarer ist, je mehr Leute sich an ihr beteiligen, und der Mangel an Gewandtheit bei den Diskussionsleitern, die die Geschäftsordnung zu wenig handhaben und den Faden nicht in der Hand behalten. Die Folge davon ist dann, daß viele Mitglieder unbefriedigt sind, weil sie ihre Zeit nicht mit unnützem Geschwätz vergeuden wollen. Es entspricht also nicht der Bedeutung der Dinge, wenn man die Teilnahme an dergleichen Versammlungen (und die Zahlung der Beiträge) zum wichtigsten Kriterium für die Aktivität eines Mitgliedes macht. Die Überbewertung des Nebensächlichen geht bisweilen so weit, daß Versammlungen zum Selbstzweck einer Gruppe erhoben werden. Die überall angestrebte vollständige Teilnahme der Mitglieder an den Versammlungen kann die Erreichung der Gruppenziele zuweilen eher erschweren als erleichtern. Denn hier ist das Feld für die Nörgler und Querulanten.

Großer Beliebtheit erfreuen sich Veranstaltungen, bei denen die Gruppe vor die Öffentlichkeit der Pfarrgemeinde tritt. Bei manchen Gruppen, wie dem Kirchenchor oder den Ministranten, macht das allerdings den Sinn der Gruppenarbeit aus. Aber es scheint, daß die Pfarrgemeinde sich vor allem bei solchen Veranstaltungen ihr Urteil darüber bildet, ob eine Gruppe „auch wirklich etwas tut“ (114).

Das Verhältnis der großen und formellen Veranstaltungen zu den kleineren und weniger oder gar nicht formellen gestattet einige Schlüsse. Je weniger sich das Vereinsleben in formellen Veranstaltungen erschöpft, um so stärker tritt die Tätigkeit der Führungskräfte in Erscheinung, und um so wichtiger ist sie. Dasselbe gilt, wie schon gesagt, von der Initiative der Mitglieder. Man darf aber daraus nicht schließen, daß die Versammlungen überflüssig seien. „Vielmehr scheint bis zu einem gewissen Grad das Gegenteil der Fall zu sein. Wenn allerdings eine Gruppe ihre Hauptbemühungen auf die Aufrechterhaltung der Organisation als solcher verlegt, steht sie in Gefahr, ihre Hauptziele aus dem Blick zu verlieren“ (117).

Unter den „Funktionen“ der Gruppen versteht Fichter alle Handlungen, die die Mitglieder der Gruppen als solche im Dienste der Gruppenziele einzeln oder gemeinsam vornehmen. Rein statistisch kann man die Aktivität der Gruppen messen, indem man die Häufigkeit der Funktionen und die Beteiligung der Mitglieder an ihnen zählt. Bei Anwendung dieser Methode stehen in St. Konrad, was die Beteiligung betrifft, die drei weiblichen Gruppen der Büchereiverwalterinnen, des Frauen- und des Elisabethvereins an der Spitze; mißt man die Häufigkeit der Funktionen, dann sind es die Bücherei, der Kirchenchor und die Jugendgruppen.

Wichtigere Aufschlüsse gewinnt man aber erst, wenn man die Art der Funktionen und die Weise ihrer Durchführung untersucht. Dabei ergibt sich zunächst, daß zahlreiche Funktionen nicht ausschließlich einer bestimmten Gruppe eigen sind, sondern von mehreren oder allen Gruppen ausgeübt werden, ja sogar von nichtpfarrlichen und nichtreligiösen Gruppen und selbst von nichtorganisierten Menschen. Das ist selbstverständlich. Denn einerseits gibt es ein Schema von Funktionen, an das jeder Verein gebunden ist, wenn er existieren will, und andererseits

dienen alle Pfarrgruppen einem gemeinsamen obersten Zweck, woraus sich eine gewisse Übereinstimmung der Funktionen ergibt. Man könnte die Frage aufwerfen, warum man überhaupt einen Elisabethverein braucht, da doch die Nächstenliebe allen Gläubigen und Pfarrangehörigen in gleichem Maße aufgetragen ist. In der Tat gibt es ja manchen Seelsorger, der von Vereinen nicht übermäßig viel hält und es für wirkungsvoller erachtet, die Mühe, die man mit ihnen hat, lieber auf die „Seelsorge vom Altar aus“ zu verwenden.

Man muß deshalb versuchen herauszubringen, für welche Art von Funktionen Vereinigungen sich eignen oder gar notwendig sind, welche anderen dagegen nur schlecht erfüllt werden oder an und für sich nutzlos sind. Man begegnet häufig einer gewissen Neigung, in der Gruppenarbeit alle Funktionen, die an Vereine erinnern und meist in der Geschäftsordnung geregelt werden, als nicht besonders wichtig zu betrachten und eine gewisse Formlosigkeit zu kultivieren. Fichter ist nicht dieser Auffassung. Man darf nach seiner Meinung diese Dinge natürlich nicht zum Selbstzweck werden lassen, wie das die Funktionäre überflüssiger oder überlebter Organisationen zu tun pflegen. Aber man muß doch beachten, daß eine überlegte und gewissenhaft innegehaltene statutarische oder formale Ordnung ihres Lebens eine Gruppe lebensfähig und zielbewußt erhält und sie davor bewahrt, im Unbestimmten umherzuschweifen und an Bindungskraft zu verlieren.

Ebenso bedarf eine andere Auffassung vielleicht einer Korrektur. Der Pfarrer von Sankt Konrad sagte zu Professor Fichter: „Wenn man mehr Leute dazu bringen könnte, sich ausschließlich den Aufgaben ihrer eigenen Gruppen zu widmen, hätten wir viel mehr Erfolg in diesen Pfarrgruppen“ (124). Er maß der Kontinuität des Gruppenlebens eine sehr große Bedeutung bei. Nun muß man sich aber vergegenwärtigen, daß Pfarrgruppen so wenig wie alle anderen eine absolute Kontinuität erreichen können; denn kein Mitglied ist nichts weiter und nichts anderes als Gruppenmitglied. Die Vorsitzende des Elisabethvereins ist zugleich Mutter und Geschäftsfrau (123). Man muß deshalb folgendes beachten: „Je kontinuierlicher die Funktion der Mitglieder wird, desto mehr verschwimmt sie mit den Regeln der von jedem Christen erwarteten Verhaltensweisen. Es erinnert an den Rat, „allzeit zu beten“ (123). Daraus ergibt sich, daß Gruppen mit einer sehr anspruchsvollen und dabei unbestimmten Zielsetzung weniger Chancen für ein erfolgreiches Gruppenleben besitzen als andere, die sich weniger erhabene, aber dafür um so konkretere Aufgaben stellen. Das zeigte sich in Sankt Konrad besonders beim Studienkreis, „dessen Leiter unsicher zu sein scheint über die positiven Ziele der Gruppe“ (126). Aber auch von der dortigen Vinzenz-Konferenz meint Fichter: Ihre Aufgaben der Nächstenliebe „lassen sich nur schwer so konkretisieren, daß man sie als Gruppenaktion bezeichnen könnte“ (127). Das allgemeine Ergebnis seiner Untersuchungen über diesen Gegenstand faßt Fichter in dem Satz zusammen: „Wir haben beobachtet, daß die Gruppen, deren hauptsächliche Betätigungen konkret, einfach und repetitiv sind, auch die größte Mitgliederzahl haben und in ihren Gruppenfunktionen die stärkste Aktivität entfalten“ (130). Komplexe und schwierige Aufgaben überträgt man im allgemeinen besser den Funktionären. Aber es wäre wünschenswert, diese häufiger auszuwechseln, als es aus verständlicher Bequemlichkeit geschieht.

Auch in dieser Beziehung ist Kontinuität nicht der einzige Gesichtspunkt, der der Berücksichtigung wert ist.

Pfarrgeistlichkeit und Pfarrgruppen

„Der Geistliche ist natürlich immer der wichtigste Faktor für eine erfolgreiche Arbeit der Pfarrgruppe“ (96). Er muß sowohl die Qualifikation für ihre geistige Leitung als auch das persönliche Interesse für ihre Arbeit beweisen. Er übt die Funktion der Leitung nicht allen Gruppen gegenüber in derselben Weise aus, doch in jedem Falle untersteht eine Pfarrgruppe der Aufsicht des Pfarrers oder seines delegierten Kaplans. Er hat also in allen Gruppen die höchste Autorität und so auch die letzte Verantwortung inne. Doch beschränkt sich die Leitung, wenn man von einigen wenigen Gruppen wie der Vinzenz-Konferenz oder dem Schützenverein absieht, nicht auf die Aufsicht, sondern sie greift durch positive Anregungen und Entscheidungen in das Gruppenleben ein. Hierbei tritt ein Dilemma zutage. Die Laien „legen Wert darauf, daß sich der Priester auf seine Aufgabe als geistlicher Berater konzentriert. Wenn aber schwierige Probleme nichtreligiöser Art auftauchen, wenden sie sich an ihn und bitten ihn um seinen Rat“ (137). So zwingen sie ihn ihrerseits zu Tätigkeiten, die „eine Stufe tiefer als das Religiöse liegen“. Sie belasten ihn mit Aufgaben, die sie eigentlich selber lösen sollten und theoretisch auch für ihre Zuständigkeit reklamieren. Dieses Dilemma zeigt sich allerdings nicht nur in der Gruppenarbeit, es berührt den Gesamtkomplex des Verhältnisses von Klerus und Laien. Da freilich die deutschen Pfarrer im Vergleich mit ihren Amtsgenossen in anderen Ländern von der zeitraubenden Sorge um die kirchlichen Finanzen weitgehend entlastet sind (was sie nach Fichters Vermutung u. a. dazu verleitet, lange Predigten zu halten, vgl. S. 142), nehmen sie eine relativ große Belastung durch die Vereine auf sich.

Die Gruppenleitung durch die Geistlichen wird, selbst wo sie das Recht dazu haben, nicht autoritär ausgeübt. Sowohl der Pfarrer als auch der Kaplan „haben Bedenken gegenüber Ein-Mann-Entscheidungen“ (145). Sie stimmen ihre Entscheidungen soweit wie möglich mit den Führungsgremien ab, und es ist ihnen wichtig, die Stimmung der Mitglieder nicht nur zu kennen, sondern möglichst auch zu respektieren. Eine gewisse Ausnahme von diesem Prinzip wird in den Jugendgruppen gemacht. „Es ist ein weitverbreitetes Kulturphänomen in Deutschland, und das nicht nur in kirchlich gesinnten Kreisen, daß die Kinder sich unterzuordnen haben und zu dieser Haltung hin erzogen werden. Die Deutschen sind erstaunt darüber, wie sorglos die amerikanischen Eltern in dieser Hinsicht sind“ (142). Doch im allgemeinen versuchen die Geistlichen nicht, „eine Position vollständiger Überordnung zu behaupten und den Laien eine Position vollständiger Unterordnung zuzuweisen“ (137), und das wäre auch nicht durchführbar. Aber wichtigere Entscheidungen werden in keinem Falle ohne das Einvernehmen mit den Geistlichen getroffen.

Doch das Gruppenleben in Sankt Konrad zeigt noch einen andern Aspekt der Zusammenarbeit zwischen den Seelsorgern und den Mitgliedern. Die Zusammenarbeit beruht in ganz entscheidender Weise darauf, daß die Geistlichen sich den Gruppen innerlich zugehörig fühlen und in ihnen den persönlichen Kontakt zu den einzelnen Mitgliedern suchen, so daß diese das Gefühl haben, der Pfarrer ist

„einer von uns“ (138). Diese „Feststellung vieler Pfarrangehöriger“ ist von höchster soziologischer Bedeutung. Sie besagt, „daß eine Solidarität zwischen Pfarrer und Pfarrangehörigen besteht, die sich dem Idealtyp einer Pfarrfamilie nähert“ (138). Die Fähigkeit des Geistlichen, unter die Leute zu gehen, wird nach Fichters Beobachtungen von niemandem als Herablassung oder gar Herabwürdigung seines Standes empfunden, sie trägt im Gegenteil dem Geistlichen Hochachtung und Vertrauen ein. Fichter nimmt an, daß die Fähigkeit, zu den Pfarr- und besonders zu den Gruppenangehörigen enge persönliche und gesellschaftliche Kontakte zu pflegen, dadurch gestärkt wird, daß die Theologen in einer ganzen Reihe deutscher Diözesen an der Universität studieren. Jedenfalls bestätigt er den Geistlichen dieser Gemeinde, daß sie nicht nur eine abstrakte Kenntnis der vielberufenen „human relations“ praktizieren, sondern sich auf die „Kunst ihrer Gestaltung“ verstehen. Und das ist nach Fichter wohl der wichtigste Grund dafür, daß die Pfarrgruppen einigermaßen ihren Daseinszweck erfüllen. Wären die Geistlichen weniger befähigt oder weniger interessiert an den Gruppen, dann würden sie mit hoher Wahrscheinlichkeit zerbröckeln oder wenigstens stagnieren.

Die Koordination der Gruppen

Wiewohl das katholische Leben und Handeln nicht ausschließlich im Rahmen der Pfarrgemeinde und noch weniger der Pfarrgruppen zum Ausdruck kommt, sind diese doch sehr wichtige Kristallisationspunkte dafür. Sie machen die Gemeinde zu einer „organisierten, arbeitenden Pfarrei“ (147). Daraus ergibt sich als Folge die Forderung nach einer guten Zusammenarbeit. Wenn man bedenkt, daß die Gruppenmitglieder einen nicht sehr großen Teil der Pfarrangehörigen ausmachen, daß ferner die Nichtorganisierten sich nur in Ausnahmefällen für pfarrliche Aufgaben zur Verfügung stellen, dann ist die Forderung rationeller Zusammenarbeit der Gruppen nicht nur deshalb nötig, damit ein doppelgleisiges Arbeiten und Kollisionen vermieden werden, sondern auch, damit ein möglichst großer Erfolg zum Nutzen der ganzen Pfarrei erzielt wird. Diese Koordination hat in Deutschland deshalb gewisse Schwierigkeiten, weil die kirchlichen Gruppen ein Spiegelbild der immer noch sehr festen oder starren deutschen Gesellschaftsstruktur, das heißt insbesondere ihrer scharfen Trennung nach Geschlecht, Alter, Stand und Beruf darbieten. Daraus ergibt sich eine gewisse Beziehungslosigkeit, ja häufig sogar eine Rivalität zwischen ihnen, die die Zusammenarbeit nicht fördert. Man kann jedenfalls nicht von einer strukturellen Ganzheit der Pfarrgruppen sprechen, es sei denn in einem sehr allgemeinen Sinne.

Ein erster wichtiger Faktor der Koordination liegt aber in der Person der Geistlichen. Doch ist das, was die Geistlichen tun können, um die Arbeit der Gruppen aufeinander abzustimmen, eher als Vorbereitung einer Koordination zu werten; denn dadurch, daß die Geistlichen konsultativ und informativ dafür sorgen, daß etwa die Gruppenveranstaltungen termingemäß und räumlich geordnet werden, werden zwar Kollisionen vermieden, jedoch noch keine Kontakte zwischen den Gruppen untereinander und zur nichtorganisierten Gemeinde hin hergestellt. Zwar ergeben sich diese Kontakte zum Teil von selbst, so etwa durch die liturgischen Dienste der Ministranten und des Kirchenchors, die Unterstützungsarbeit

des Elisabethvereins, die offene Tür der Pfarrbücherei. Aber diese Kontakte sind teils unpersönlich, teils mehr vom Zufall abhängig als von einem System der Koordination. Eine andere Möglichkeit, Hand in Hand zu arbeiten, liegt in Kontakten zwischen den Führungskräften der verschiedenen Gruppen. Offizielle Kontakte dieser Art sind selten, zwanglose sind häufiger, und zwar häufiger in den weiblichen als in den männlichen Gruppen. Doch sind die Gruppenführungskräfte zum Teil durch verwandtschaftliche und familiär gesellschaftliche Beziehungen verbunden, wie auch umgekehrt eine gewisse persönliche Beziehung durch jene Personen zustande kommt, die mehreren Gruppen angehören. Eine „Dachorganisation“ sämtlicher Gruppen gibt es nicht, ausgenommen Ausschüsse, die gelegentlich vorübergehend aus einem besondern pfarrlichen Anlaß gebildet werden. Eine wichtige Chance, die Mitglieder verschiedener Gruppen untereinander und mit den übrigen Pfarrangehörigen in Kontakt zu bringen, sind alle Veranstaltungen, zu denen die Gruppen auch Nichtmitglieder einladen, und die Veranstaltungen, die namens der Pfarrgemeinde vom Pfarrer selbst durchgeführt werden, wie etwa die Fronleichnamprozession oder das Pfarrfest. Von allen diesen Veranstaltungen gilt die Beobachtung, daß der Kern der Teilnehmer aus den Mitgliedern der verschiedenen Gruppen, deren Angehörigen und Freunden besteht. Sie erreichen nicht im wünschenswerten Maß die Gläubigen, die am Rande des Pfarrlebens existieren. Doch sind solche Veranstaltungen, sofern sie sich nicht durch zu große Häufigkeit oder zu schnelle Aufeinanderfolge gegenseitig behindern, eine wichtige Chance zu stärkerer Kooperation der Gruppen. Was die von der Pfarrgemeinde als ganzer oder, besser gesagt, für sie geschaffenen Kontaktformen betrifft, zeigt sich, daß die liturgischen Veranstaltungen die stärkste verbindende Kraft haben, daß dagegen gemeinsame finanzielle, soziale, caritative oder gesellschaftliche Aufgaben oder Initiativen verhältnismäßig wenig und wenig intensive Gemeinsamkeit über den Rahmen der Gruppe hinaus herzustellen imstande sind. Insgesamt kommt man zu dem Ergebnis, daß die Gruppen von Sankt Konrad die Gemeinde zwar nicht voll integrieren, aber doch eine wichtige und zuweilen unentbehrliche „Aktionseinheit“ darstellen.

Die Frage der Koordination stellt sich auch im Verhältnis zu gleichen Gruppen anderer Pfarreien, zu den Diözesan- und Verbandszentralen. Naturgemäß sind sie je nach Zweck und Struktur der Gruppen von sehr verschiedener Art und Dichte. Die Zusammenarbeit innerhalb der Stadt oder zwischen den Nachbarpfarreien ist, was die Gruppen ausgesprochen pfarrlichen Charakters, die allein hier untersucht worden sind, angeht, recht locker. Nach oben hin bestehen Beziehungen, die teils auf den Satzungen, teils auf kirchlicher Anordnung beruhen. Sie haben aber im ganzen einen mehr institutionellen als persönlichen Charakter. Und auch die Autorität der Diözesan- und Verbandszentralen gegenüber den Pfarrgruppen ist „ziemlich schwach“ (166). Sie ist nicht stärker als die Autorität der Gruppen gegenüber ihren Mitgliedern, und zwar aus demselben Grunde: man bemüht sich darum, mit einer möglichst zahlreichen Mitgliedschaft wenigstens nominell in Erscheinung zu treten. Die Zentralen leisten den einzelnen Gruppen weit mehr an Diensten und Hilfen, als sie an Führungskraft durchsetzen oder auch nur beanspruchen. Diese Dienste bestehen in der Hauptsache in

literarischen Gaben an die Mitglieder oder Führer und in überpfarrlichen Veranstaltungen zum Zweck der Erholung, Vertiefung, Schulung und Bildung. Weniger intensiv ist man bestrebt, die Gruppen durch Wettbewerbe miteinander in Beziehung zu bringen, was in anderen Kategorien sozialer Gruppen, z. B. im Sport, eine große und kontaktschaffende Bedeutung hat. Immerhin sind auch solche Ansätze vorhanden, aber die persönlichen Begegnungen spielen nicht die Rolle wie die rein organisatorischen Verbindungen von oben nach unten.

Auf den letzten Seiten seines Buches nennt Fichter die Kritik an den Pfarrgruppen, die sich des Argumentes bedient, daß sie alle miteinander für die Pfarrei und ihr Leben nicht so viel leisten, wie ihre Mitglieder daraus Vorteil ziehen, daß sie deshalb also mehr oder weniger eine Privatangelegenheit seien, einfach „unfair“. Seine Untersuchung dürfte den Beweis erbracht haben, daß sie für das Ganze von „überragender Bedeutung“ (161) sind. Wenn jenes Vorurteil nicht bestünde, vielmehr die Folgerung gezogen würde, daß zum katholischen Gemeinschaftsbewußtsein auch die Bereitschaft gehört, nach den persönlichen Möglichkeiten lebendigen Kontakt zu dieser Gemeinschaft zu suchen, dann stünde es um den Erfolg der Gruppenarbeit für das Ganze noch besser.

Mißverständnisse um die lutherische Mischehe-Erklärung

Im August 1958 hat die Herder-Korrespondenz (12. Jhg., S. 518) einen Bericht veröffentlicht, der die Mischehe-Erklärung der lutherischen Bischöfe vom 5. Juni 1958 zum Gegenstand hat und daraus Folgerungen für die katholische Seelsorge zieht. Zu diesem Bericht hat Oberkirchenrat Hugo Schnell, der Referent für Catholica im Lutherischen Kirchenamt in Hannover, in der „Evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung“ (12. Jhg., Nr. 21 vom 1. 11. 1958) eine kritische Stellungnahme veröffentlicht, die gewisse Ergänzungen zu jenem Bericht nützlich erscheinen läßt, damit Mißverständnisse möglichst vermieden werden:

Die Herder-Korrespondenz hat nicht beabsichtigt und beabsichtigt auch jetzt nicht, über die Mischehefrage „das Gespräch aufzunehmen“, weil sie dafür nicht zuständig ist. Sie hat nur die Folgerungen dargelegt, die sich aus der Mischehe-Erklärung für das Lehr- und Hirtenamt der katholischen Seelsorger, vor allem in der Betreuung der heranreifenden Jugend, ergeben. Sie hat auch nicht behauptet, daß den katholischen Seelsorgern das Verständnis für die Gewissenskonflikte des evangelischen Partners fehle, sondern daß die jungen Katholiken, die an eine Mischehe denken, sich häufig darüber nicht genügend Rechenschaft geben. Es wurde unter anderm die Folgerung gezogen, daß die Mischehe nicht zum Ansatz- oder Angelpunkt für ein Glaubensgespräch und eine wahrhafte „Begegnung zwischen den Konfessionen“ werden kann, weil ein fruchtbares Gespräch bei den Prinzipien des Glaubensverständnisses der Partner einsetzen muß, nicht dagegen bei Fragen wie der Mischehe, in denen die katholische Kirche sich letztlich durch das göttliche Recht gebunden weiß.

Schnell hat zwar darin recht, daß das kirchliche Verbot der Mischehe, abgesehen von dem Fall akuter Gefahr des Glaubensabfalls des katholischen Gatten oder der Kinder

(can. 1060 CIC), kirchliches Recht setzt und daher die Möglichkeit einer Dispens zuläßt, zu der die Kirche nicht befugt sein würde, wenn das Verbot durch den Schöpfer oder den Erlöser selbst angeordnet worden wäre. Schnell verkennt aber, daß sowohl das kirchenrechtliche Verbot als auch die Befugnis, von ihm zu dispensieren, sittlichen Normen iuris Divini unterliegen, über die die Kirche keine Gewalt hat und von denen sie deshalb auch keinen ihrer Gläubigen entbinden kann. Und gerade diese Normen sind der Gegenstand der sogenannten Mischehefrage.

Bedingungen der Mischehedispens

Die Kirche macht die Mischehedispens im christlichen Bereich von zwei Bedingungen abhängig. Sie fordert zunächst die ausschließlich katholische Trauung des Paares (can. 1063 CIC). Denn katholischer Glaube verbietet die *communicatio in sacris*, d. h. die innerlich und äußerlich aktive Teilnahme am offiziellen und liturgischen Gottesdienst einer anderen Konfession, weil eine solche Teilnahme die Anerkennung der Legitimität eben dieser Konfession ausdrückt. Ein Katholik, der sich evangelisch trauen läßt, verstößt durch diese Handlung gegen den Glaubenssatz, daß die katholische Kirche die allein legitime Kirche Christi ist. Die Kirche kann deshalb eine solche Handlung eines ihrer Gläubigen nicht billigen und hat sie auch nie gebilligt.

Die zweite Bedingung für eine Mischehedispens besteht in der formellen Zusage der katholischen Taufe und Erziehung aller Kinder, die aus der Ehe hervorgehen werden (can. 1061 CIC). Wenn aus besonderen Gründen in China und Japan von der schriftlichen Form dieser Zusage abgesehen werden kann, dann doch nur unter der Bedingung, daß gleichwertige Kauttionen geboten werden. Diese Forderung der Kirche beruht auf der Überzeugung, daß es eine der wichtigsten Pflichten eines katholischen Vaters oder einer katholischen Mutter ist, ihre Kinder durch die von Christus gestiftete Kirche zum ewigen Heil zu führen (can. 1113 und 2319, § 1 nn. 2, 4; § 2 CIC). Die Hinführung der Kinder zu einer anderen Konfession wäre wiederum gleichbedeutend mit einer Anerkennung der Legitimität jener Konfession. Sie kann deshalb von der Kirche ebensowenig gebilligt werden wie eine nicht-katholische Trauung.

Schnell weist darauf hin, daß die Kirche doch tatsächlich bis zum Inkrafttreten des Codex Iuris Canonici, also bis zum 18. 5. 1918, in Deutschland ausnahmsweise evangelisch getraute Mischehen als gültige (wenn auch nicht als erlaubte) Ehen betrachtete und behandelte, auch dann, wenn die evangelische Erziehung aller oder eines Teiles der Kinder vereinbart worden war.

Die Änderung, die der Codex Iuris Canonici hierin vornahm, betrifft nur die rechtliche Sanktion, keineswegs die sittliche Billigung evangelisch getrauter Mischehen. Auch vor Inkrafttreten des neuen Rechts beging ein Katholik, der sich evangelisch trauen ließ, die schwere Sünde der *communicatio in sacris*. Wie durch jede andere schwere Sünde schloß er sich auch durch diese aus der Abendmahlsgemeinschaft der Kirche aus und bedurfte der Absolution im Bußsakrament, um in sie zurückkehren zu können. Ferner war damals so wenig wie heute der Beichtvater oder irgendein kirchlicher Oberhirte befugt, den um die Absolution bittenden Gläubigen von der Pflicht zur katholischen Erziehung seiner Kinder zu entbinden. Ein Pönitent konnte auch damals nur absolviert